



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Otto Eduard: Aus den Meißner Elbdörfern

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

man nicht ungestraft eine so spitze Waffe führe; auch auf den Schützen fliegt der Pfeil zurück. Die Lacher mochte er auf seiner Seite haben, Freunde schuf er sich so nicht. Seine Verbannung war nicht zum wenigsten eine Folge seiner Spöttereien, und auch sein Todesurteil zog er auf sich ebenso durch seine Schmähungen gegen Fulvia, die Gattin M. Anton's, wie durch seine direkte politische Opposition gegen den Triumvirn. Als sich die Mörder seiner Gänste näherten, soll er seinen Kopf dem Schergen mit den Worten hingestreckt haben: „Wenn du dies wenigstens richtig tun kannst, schlage das Haupt ab,“ noch im letzten Augenblick mit dem Ausdruck des recte facere spielend (Sen. suas. VI, 18).

(Schluß folgt)



## Aus den Meißner Elbdörfern

Von Otto Eduard Schmidt



ie Meißner Landschaft zeigt drei scharf ausgeprägte Typen der Siedlung: die Stadt, das Bauerndorf und das Fischer- und Schifferdorf. Die Stadt ist der größte und stärkste, das Bauerndorf der behäbigste und behaglichste, das Schifferdorf der ärmste und schwächste unter den drei Brüdern. Die Stadt offenbart ihre Kraft zwar nicht mehr durch feste Türme und unübersteigliche Mauern, wohl aber durch den unheimlichen Magnetismus, mit dem sie alles Wurzellockere an sich zieht; das Bauerndorf, besonders das der linkselbischen Lößgegend, zeigt seine Behäbigkeit meist schon durch die stattlichen, quadratischen Gutshöfe, die von weißgetünchten, vielstnigen Wohn- und Stallgebäuden umgeben, jeder ein in sich geschlossenes Wirtschaftswesen darstellen; das Schifferdorf aber, meist auf der magern Düne des rechten Elbufers, oder wie der Volksmund sagt „auf dem Sande“ liegend, besteht aus einer Menge herdenmäßig aneinander geschmiegt, ihre schmalen Giebel dem Strome zuehrenden Häuschen mit keinem oder kleinem Hofraum, denen man es schon von außen ansieht, daß die darin betriebne ländliche Wirtschaft ihre Inassen nicht völlig ernährt, sondern ein Nebengewerbe des Hausherrn fordert.

Natürlich gibt es außer den reinen Bauerndörfern und den reinen Schifferdörfern auch Mischformen. Es wohnen auch links von der Elbe in den den Strom berührenden Dörfern einzelne Schiffer, und auf dem rechten Ufer zwischen den Schiffern auch wirkliche Bauern, namentlich da, wo eine breitere Elbaue reichlichem Feldebau und Wiesenwuchs und damit einen größern Viehstand erlaubt. Aber unwillkürlich hat der Bauer, dessen Fluren der Strom benetzt, etwas vom Schiffsmann angenommen, sind sie doch beide in vielen Dingen vom Wasser abhängig. Deshalb sind die unmittelbar am Ufer liegenden Dörfer, gleichviel ob in ihnen bäuerliche Wirtschaft oder Handwerksbetrieb und Schifffahrt überwiegt, ein Typus für sich, der der Elbdörfer, der sich deutlich von dem der kontinentalen Dörfer in der Lommatscher oder Großenhainer Pflege abhebt. Aus den Elbdörfern führt der Wasserweg nicht nur nach Torgau und nach Magdeburg, sondern nach Hamburg und nach Bremen, ein leichter Vorgesmack von Seesalz belebt hier die Luft.

Geschichtlich betrachtet sind die Fischer- und Schifferdörfer wohl die ältesten Siedlungen an der Elbe: sie gehn fast ausnahmslos in die Zeiten vor der deutschen Eroberung zurück. Denn der Sclave ist von Haus aus fast mehr zu Fischfang und Handel als zum Ackerbau geneigt. Sogar vor den deutschen Städten haben

sich solche slawische Fischerdörfer das ganze Mittelalter hindurch erhalten: es sind die eigentümlichen Reihen kleiner Häuser vor den Stadttoren, die in den Urkunden „uf dem Kyffe“ oder „auf der Kieze“ (chyzu slawisch = Fischerhütte) genannt werden. Meißen zum Beispiel hat ihrer zwei: die stromabwärts vor dem Wassertore liegende Fischergasse, noch jetzt eine selbständige Gemeinde, die aber längst ein Fabrikvorort geworden ist, und die noch heute von den Meißner Fischern bewohnte Zeile der stromaufwärts vor der Stadt liegenden „Fischerhäuser.“ Übrigens hat der vermehrte Anbau zwischen Meissen, Dresden und Pirna kaum ein Andenken an die alten Zeiten übrig gelassen, wo noch der eintönige Gesang der „Bomätscher“ den steinigen Leinpfad belebte, und wo der Fischfang zu den wichtigsten Nebenberufen gehörte; nur die zwei oder drei schwarz geteerter Holzhäuser auf dem Werder am Rehbock, die die Meißner Fischer zur Zeit des Lachsfangs (Februar bis Juni) bewohnen, wirken, namentlich wenn die „Ahne“ vor der mit einem Kienspan erleuchteten Hütte Neze flickt, wie eine Erinnerung aus der Urzeit. Dagegen sind von Pirna stromaufwärts bis zu den Felsriegeln von Herrnskretschken und von Meissen abwärts bis zur Landesgrenze die alten Verhältnisse noch recht wohl erkennbar, oder sie leben wenigstens noch in der Erinnerung der Anwohner. Die Zustände der obern Schifferorte Rathen, Wehlen und anderer, namentlich während der mit altgermanischer Wärenhüterei und Traumseligkeit genossenen Weihnachtstage und der „Zwölfnächte,“ hat vor wenig Jahren Georg Stellanus in seiner reizenden Novelle „Die Zwölf Nächte“ (Grenzboten 1903, IV) mit behaglicher Breite und leiser Ironie geschildert. Wir wollen diesmal den weit weniger bekannten, abwärts von Meissen liegenden Elbdörfern einen Besuch abstatten, der für Kulturgeschichte und für Volkskunde hoffentlich einigen Ertrag abwirft.

Die Gestaltung der Ufer abwärts von Meissen ist zunächst so, daß sie die Ansiedlung von Dörfern kaum erlaubt; nur einzelne Häuser und kleinere Häusergruppen haben auf dem schmalen Saum zwischen dem Strom und den dicht an ihn herantretenden Granitfelsen Platz gefunden. Diese Felsen erscheinen durch tief hineingetriebene Steinbrüche wie aufgeschlitzt; aus ihnen werden zahllose Schiffs- ladungen boffierter Pflastersteine, aber auch „Klarfchlag“ in die steinärmern Gegenden Norddeutschlands verfrachtet. Fast der ganze Steinuntergrund des Nordostsee Kanals ist hier gebrochen worden.

Das erste typische Elbdorf des linken Ufers ist Niedermuschütz, es folgen Niederlommahsch und Neuhirschstein. Ihre Häuser liegen unter dem Schutze des wie ein Schiff gestalteten uralten Felsen Schlosses Hirschstein fast versteckt hinter hochgewachsnem silbergrünem Weidengebüsch; nur hier und da grüßt ein im Rosengärtlein errichteter Flaggenmast den Vorüberfahrenden; der Schiffer liebt ihn auch in den Zeiten der Raft als Erinnerung an seinen von ihm selbst hochgeschätzten Beruf, gerade wie er auf sein Schiff die Lieblingsblumen des heimischen Gartens, Nelken und Levkojen, in einen viereckigen, sauber umzäunten hölzernen Trog verpflanzt, mitnimmt. Auf dem rechten Ufer ist das zu Füßen des hochliegenden Bauerndorfes Zadel langhingestreckte Kleinzadel, von Steinbrucharbeitern und von Schiffern bewohnt, das erste echte Elbdorf. Es folgen das liebliche Diesbar und Seußlitz. Beide gehörten einst zum Besitze des reichen Klarissinnenklosters Seußlitz, das nach seiner Auflösung (1541) in den Besitz der durch ihre Rechtsgelehrten und Staatsmänner bekannten Familie von Pistoris, später der Bünaus überging. Von dem Kloster ist außer den Gräften und Grabsteinen unter der Kirche nichts mehr übrig, aber noch immer feiert das Volk den in die Zeit der Rosenblüte fallenden „Marien- tag“ mit Musik und fröhlichen Schmäusen auf dem grünen Plan hinter dem Gasthofs, noch immer öffnen sich an diesem Tage den Besuchern die Pforten des schönen Schloßparkes, des ehemaligen Klostergartens. Auch eine dunkle Sage von einem großen Schatze, den die Nonnen vor ihrem Auszug aus Seußlitz vergraben hätten, lebt noch in den Elbdörfern. Sie scheint bis in das sechzehnte Jahrhundert zurückzugehen und findet sich in einer wohl von dem Dresdner Geschichtsforscher

J. C. Grundmann († etwa 1780) herrührenden Sammelhandschrift der Bibliothek des Meißner Geschichtsvereins in folgender charakteristischen Form: „Hier in unserm Kloster sind zwei Gewölbe unter dem Boden. Wenn wir nun fortmüssen — vielleicht können wir es mit fleißigen Gebeten noch abwenden —, so wollen wir jetzt unsere Schätze vergraben. Und wenn jemand wiederkommen sollte und weiß die Örtter, so kann er suchen. Da wird er zunächst die Schriften (Urkunden) finden. Dann aber wird er nicht mehr weit davon sein: das ist in den Schriften deutlich genug aufgesetzt. Das Gold und andre Sachen, das steht auf einem Bogen Pergament; das wollen wir auch dazu legen in dem Gewölbe zur linken Hand, da wir unsern Alabasteraltar haben, den Kelch und die andern Ciborien haben wir mitgenommen. Im alten Gewölbe aber wird ein Diamant zu finden sein von einem ganzen Pfund, derselbige ist in Gold eingefaßt und sind 200 kleine Diamantchen darein gesetzt, und der Diamant steht in einem elsenbeinernen Kästchen, und das Kästchen steht in der Mauer. Zu dem Merkmale aber ist ein großer vergoldeter eiserner Nagel an der Mauer. Und in dem Stein, da der Nagel steckt, dort ist es nicht, sondern es ist der andre Stein daneben. Können wir wieder herein kommen, und der Landesvater wird unsrer Religion, so wollen wir es ihm verehren. Kommt einer in das Gewölbe, so findet er über fünf Tonnen Goldes darinnen, an barem Gelde zwar nicht, aber an Silberwerk. Die Ketzer werden nicht ewig darinnen bleiben können. Und wer es nun kriegen wird, der streite ja wider die Ketzer, daß sie nicht so einwurzeln.“ Ob wohl dieses merkwürdige Schriftstück zu dem tatsächlich gegen die Äbtissin Barbara von Haugwitz erhobnen Verdachte, daß sie etwas vom Klostergute heimlich beiseite zu bringen suche, in irgendwelcher Beziehung steht?

Weiter abwärts bei Merschwitz verflachen auch die Hügel des rechten Elbuferes, deshalb überschritten hier die langen Warenzüge der von Leipzig nach Breslau führenden „hohen Straße“ den Strom. Gegenüber liegt Boritz, die alte Anfahrtsstelle zum Elbübergange: es hat seinen mit dem Wetterhahn gezielten schlanken Kirchturm wie einen Vorposten weit gegen den Strom vorgeschoben; vielleicht geschah es in dem naiven Glauben, daß Gottes Haus einen gefährlichen Standpunkt am ehesten aushalte. In der Tat ist Boritz fast bei allen Hochfluten der Elbe arg mitgenommen worden, am schlimmsten am 29. Februar 1784. Damals hatte sich nach einem sehr strengen Winter unterhalb des Dorfes ein gewaltiger Eisschutz gebildet, der beim Aufbruch des Eises das Wasser schnell anstaute. Der Pfarrer war noch bei leidlichen Verhältnissen nach dem nahen Hirschstein gegangen, in der Schloßkapelle zu predigen; bei seiner Heimkehr konnte er schon nicht mehr ins Haus, aus dem seine Gattin nur mit Lebensgefahr gerettet wurde. Den ganzen Tag und auch den folgenden 1. März schwebte die Gemeinde, um ihren Pfarrer geschart, in Lebensgefahr, da niemand bei dem furchtbaren Eisgange helfen konnte. Ringsum gurgelten die braunen Fluten, krachten die riesigen Eisschollen: viele Häuser standen bis zum Dach im Wasser, andre sanken in sich zusammen und verschwanden in den Fluten. Endlich, im Laufe des 1. März, gelang es, wenigstens die Menschen aus der Todesgefahr zu retten. Die Bauern verloren fast ihren ganzen Viehstand, der Pfarrer außerdem ein kostbares, mühsam erarbeitetes Manuskript, die Geschichte des Meißner Alraklosters, das er zum Schutze gegen Feuergefahr in einem unterirdischen Gewölbe der Kirche verborgen hatte. Der damalige Boritzer Pfarrer war nämlich der grundgelehrte Johann Friedrich Ursinus, der Vater der Meißner Geschichtschreibung, einer der interessantesten Menschen, die in den Elbdörfern gewirkt haben. Er war geboren den 15. August 1735 als Sohn des Torwärters der Fürstenschule in Meissen, in die er aufgenommen wurde ungefähr ein Jahr, nachdem sie Lessing verlassen hatte. Als er später in Meissen Hauslehrer war, fand er zufällig einmal in einem Kaufmannsladen ein altes, in Schweinsleder gebundnes Buch, aus dem die Blätter zum Einwickeln der Waren herausgerissen wurden. Er kaufte es für billiges Geld und rettete es vor dem Untergange. Es war ein Chartularium des Klosters St. Afra, das die

Stiftungsurkunde und andre wertvolle Materialien zu seiner Geschichte enthielt. Dieser zufällige Fund gab seinem ganzen Leben Ziel und Richtung. Als er noch in demselben Jahre (1760) vom Kammerherrn von Bose auf Schleinitz als Pfarrer nach Weicha berufen worden war, fand er nach gewissenhafter Besorgung seines Amtes auch Zeit und Kraft, seinen der Geschichte des Meißner Landes gewidmeten Studien zu leben. Er hatte dazu fast keine Vorarbeiten und ging mit unvergleichlichem Eifer daran, zunächst den Stoff zu sammeln. Wie er zum Beispiel die Grabinschriften des Meißner Domes zusammenbrachte, erzählt er uns selbst: „Ich habe mich zu ganzen Tagen in die Kirche einschließen lassen, habe da vor den Steinen gekniet, wie ehemals die Dompfaffen vor ihren Altären, und hätte mich jemand belauschen können, er hätte gedacht, ich wäre nicht klug. Ich war der Urheber, daß der Herr von B. eine Partie alte Weiber anwarb und die sämtlichen Epitaphien rein absehauern ließ, und da ich immer gleich hinterher mit der Schreibrasel war, so wundre ich mich nicht, daß ich mir damals einen entseßlichen Schnupfen und Husten in diesem feuchten Gewölbe holte. Bei dieser Arbeit [bin ich] mit allen Ehren ein leidhaftiger Thomas gewesen, der nicht eher glaubte, als bis er selbst sah.“ Außer zahlreichen kleinern Abhandlungen und Aufsätzen sind drei große, noch heute nicht völlig veraltete Werke von Ursinus im Druck erschienen: 1. Ursprung der Kirche und des Klosters Sanct Afra in der Stadt Meissen (Leipzig, 1780), 2. Die Geschichte der Domkirche zu Meissen (Dresden, 1782) und 3. Dithmars, Bischof von Merseburg, Chronik... in die deutsche Sprache übersetzt und mit Anmerkungen erläutert (Dresden, 1790). Dazu kommen eine lange Reihe wertvoller ungedruckter Manuskripte, die die königliche öffentliche Bibliothek in Dresden verwahrt. Und bei dieser umfassenden wissenschaftlichen Tätigkeit war Ursinus auch ein ganzer Mann von ausgeprägtem Charakter, der leidenschaftlich zu lieben und zu hassen verstand. Um einer anders gerückten Kirchenbank willen kam er mit dem Rittergutspächter von Hirschstein und dem herrschaftlichen Jäger, schließlich auch mit dem Kirchenpatron, dem Kabinettsminister Grafen Loß und dem Oberkonsistorium in Streit, in dem er natürlich den kürzern zog. Er hatte dabei auf die Unterstützung des ihm besreundenen, auch historischen Studien ergebenen Herrn von Carlowitz auf Stößitz, des Inspektors der Landesschule St. Afra, gerechnet, der „von seinem Stößitzer Tusculum“ ein deutschgeschriebenes „Billaticum“ zu haben wünschte und ihm in vertrauter Stunde einmal gesagt hatte: „Sie könnten das wohl machen.“ Aber „nun ging es mir wie dem lieben Paulus, der einmal ganz frei schrieb: Ich war tückisch. Das Billaticum geriet ins Stocken, und ich war so ärgerlich, daß ich sogar die etlichen Bogen, die ich schon ausgearbeitet hatte, ganz gelassen in Tibibus verwandelte.“

Das interessanteste der Elbdörfer ist meiner Ansicht nach Lorenzkirch, am rechten Ufer gegenüber der hochragenden Stadt und Burg von Strehla. Ich habe es schon auf mancher Fahrt besucht, aber am lebhaftesten stehn mir doch die bei meinem letzten Besuche des Orts, am 30. Juni 1905, gewonnenen Eindrücke vor der Seele. In praller Sonnenglut unter einem tiefblauen Himmel brachte mich der Fährmann von Strehla herüber in die grüne Elbaue, in deren Mitte Lorenzkirch liegt. Das ganze langgestreckte Dorf hat die Gestalt eines Schiffes, der Kirchturm ist der Mastbaum dazu, die Wanten bilden die mit zuckerhutförmigen Eisbrechern ausgerüstete, dem Strome zugekehrte Ummauerung und der das Dorf auf der Rückseite umfassende beraste Damm. Die hinter der Schutzmauer liegenden Häuser des Dorfes sind zum Teil recht ansehnlich durch hochgestaltete Giebel und Dächer und durch den Blumenschmuck der Gärten. Namentlich der mit einem Mansardendach gekrönte rechteckige Steinbau, der die Buden für den Lorenzkircher Markt enthält, und das ehemalige Küchengut des Mühlberger Klosters mit seiner breiten Einfahrt fallen dem Wanderer auf. Das anmutigste Haus aber von außen und von innen ist das, worauf ich zustrebe, das Pfarrhaus. Über die vom Alter gebräunten Ziegel des behaglichen Walmdaches breitet eine goldfarbene Flechte märchen-

haften Schimmer, die gewaltige lange Steinmauer, die das Haus nach der Stromseite zu umfaßt, zeigt über den schirmenden Ecken und Kanten mächtige Steinugeln und dahinter ein Anwesen von herzgewinnender Lieblichkeit und erquickender Fruchtbarkeit. Schöne Koniferen, darunter wahre Prachtexemplare der Nordmannstanne, schmücken Hof und Garten, dazwischen blühen starkduftende weiße Lilien, rankt die blaue Clematis am Gebälk empor, reifen die Früchte sorglich gepflegter Obstbäume, den Charakter des Ganzen aber bestimmt der laubenbildende, Haus und Wirtschaftsgebäude umspinnende Wein, der eben in voller Blüte steht und einen verheißungsvollen Duft ausatmet. Von dem grünen Vorplatz treten wir in das ehrwürdige, 1687 erbaute Haus; im Flur grüßen uns zwei lebensgroße Ölbilder ehemaliger Pfarrer. Wir steigen die Treppe empor in den heitern, aus Fachwerk gebauten Oberstocf. In seiner Studierstube hat der Pfarrer schon seit Tagen die „Historica der Parochie Lorenzkirch“ und die ältesten Pfarr- und Gemeindeakten für mich zurechtgelegt und wird nun am traulichen Tische unser Führer und Geleitsmann durch alle Vergangenheit und Gegenwart betreffenden Fragen.

Über den Ursprung des Dorfes, der Kirche und der beiden Filialgemeinden Kreinitz und Jacobsthal — im Volksmunde Cobenthal = Jacobenthal — läßt uns das Pfarrarchiv freilich völlig im Stiche. Ein bis zum Jahre 1600 ausgeübtes Patronat des Bistums Naumburg über die Pfarre von Lorenzkirch weist uns auf den Naumburger Bischof als ältern Grundherrn hin; er hatte von den salschen Kaisern um 1050 den ganzen Winkel zwischen Niesä, Strehla und Ortrand als Lehen erhalten. Auch wird der älteste mir bekannte Lorenzkircher Pfarrer: Cunradus plebanus ecclesiae S. Laurentii prope Strolo 1238 in einer Naumburger Urkunde genannt. Mangels anderer Nachrichten sind wir wegen des Ursprungs der genannten drei Dörfer auf Vermutungen angewiesen. Da sie die Namen dreier Heiligen tragen: des Laurentius, des Jakobus und der Katharina — denn Kreinitz ist vielleicht gleich Kathreinitz, war doch die alte Kirche des Orts der heiligen Katharina geweiht —, so scheinen sie von einer geistlichen Grundherrschaft angelegt zu sein, und zwar schwerlich mit binnendeutschen Ansiedlern, sondern mit solchen, denen der Kampf mit dem Wasser etwas vertrautes war. Welche Vermutung liegt da näher, als daß die drei Kirchen des heiligen Laurentius, Jakobus und der heiligen Katharina von Naumburg aus gegründet und mit slawischen Kolonisten besetzt worden seien? Unter Bischof Walram (1089 bis 1111) oder Dietrich dem Ersten (1111 bis 1128) entstanden, bildeten sie wohl die Verbindung zwischen Strehla und dem auch uralten Tiefenau (Diknowo cethla 1013) und damit den westlichen Flügel einer Kette deutsch-slawischer Grenzdörfer, die sich von der Elbe zur Pulsnitz und zum Schradenwalde hinüberzieht. Kirchlich gehörten diese Dörfer — wenigstens später — zum Bistum Meissen, und zwar zur Präpositur Hayn; nach der Matritel von 1495 zählt Lorenzkirch dem Meißner Dom den höchsten Zins: zehn Mark Silber, ebensoviel wie die Großenhainer und die Nadeberger Stadtkirche.

Aus dem spätern Mittelalter und der Reformationszeit ist in den Lorenzkircher Akten fast nichts erhalten. Lorenzkirch aber war sicher schon damals wichtig wegen seiner auf Frankfurt a. D. hinleitenden Elbübersahrt und seinen mit dem Feste des Schutzheiligen, dem 10. August, verbundenen Markte. Nebenbeschäftigung der Bauern war der Fischfang, der, ebenso wie in andern Elbdörfern, so auch hier zu jahrhundertelangem Streit mit der Fischereinnung in Meissen und Strehla führte. Diese Innungen beanspruchten das ihnen vom Herzog Georg 1524 bestätigte Recht, von der Dresdner Brücke an abwärts bis zur Landesgrenze der alten Mark Meissen, also bis über Strehla hinaus, allein fischen zu dürfen, und zwar nicht nur in der eigentlichen Elbe, sondern auch in allen vom Strome gerissenen Löchern und mit ihm zusammenhängenden Lachen; nicht zur Innung gehörende „Dorffischere“ sollten nicht geduldet werden. Gegen diese dem deutschen Rechtsbewußtsein widersprechenden Privilegien führten die Bauern und die Fischer der Elbdörfer einen förmlichen Krieg, über den die Meißner Ratsakten ausführlich berichten. Im Jahre 1544

Klagen die Meißner Fischer, sie hätten, so oft sie im „Winkel bey Sant Lorenz Kirchen“ — gemeint ist vielleicht das sogenannte Kreinitzer Loch — gefischt hätten, den Bauern die Hälfte der gefangnen Fische geben müssen. Ferner sind sie ungehalten, daß wenn die Eisfahrt oder großes Wasser Lachen oder Lücken in die Elbufer gerissen, die Bauern solche „umpfählen und ihres Gefallens zurichten“ und die Fischer, die dort ihr Recht ausüben, mit „Schlagen, schießen, pfänden oder gefangennehmen“ bedrohen. Ganz schlimm wird die Sache im Jahre 1554, als die Meißner „etlichen von Seufselitz, so uns entworden [entwischen], die Rhäne genohmmen“ und einige herrschaftliche Fischer ins Amt Meißen haben führen lassen. Da bringen sie „in glaubwürdige Erfahrung, das dieselben Dorffischere und vornehmlich die zue Seufselitz uns zum heftigsten drawen [drohen] zu ermorden und zueerschließen und seint also wiew armen leuthe weder usn Land noch Wasser vor ihnen sicher . . .“ Da soll nun der Kurfürst August helfen. Aber noch im Jahre 1616 werden die Bauernischer Bauernischer Martin Richter und Sohn bezichtigt, sie hätten ein geladnes Rohr und einen Spieß neben sich im Rahne. Trotz allen Bemühungen der Meißner und der Strehlaer Innung, sich das Fischmonopol bis zur Landesgrenze zu sichern, blieb es beim alten. Noch 1679 wird im Erbregister des Ritterguts Kreinitz festgesetzt, „daß bei fallendem Wasser im Loche zu Kreinitz zuerst der Herr [von Pflug] fischen darf, darnach der Pfarrer von Lorenzkirch und die Bauern, so eigne Waten [Neze] haben. Die Fischer zu Kreinitz und Lorenzkirch sind schuldig, dem Erbherrn alle gefangnen Fische, ehe sie anderswohin verkaufen, anzubieten und muß ein jeder demselben jährlichen fünfzehn Neim-Augen in natura oder den Wert an Gelde, auch andere Fische dafür entrichten. Sie müssen auch überdies ein stark Gericht Fische dem Erbherrn sechs Pfennige näher geben als einem Fremdden und für seine Küche stets ein Gericht Fische im Vorrat halten.“ Seit jener Zeit ist der Fischreichtum der Elbe, besonders in Folge der Dampfschiffahrt, sehr zurückgegangen, aber noch immer gibt es in Lorenzkirch berufsmäßige Fischer.

Viel Ungemach hat Lorenzkirch im Zeitalter der Türkenkriege mit den Schulmeistern gehabt. Die Pfarrakten berichten: „Anno 1686 ist der Kirchturm in Brand gerathen durch Unvorsichtigkeit der Schulmeisterin, welche indem sie praeparatoria zu ihrer Niederkunft gemacht, die Schule bei Ausschlagung des Wochenbetts angezündet, von dannen das Feuer auf den Turm geschlagen . . . Als aber in herunterfallen die Glocken zum Theil zerschmolzen, zum Theil zerschmettert worden, hat sich Adam Ruffs damaliger Schulmeister belieben lassen, einen Centner Metall zu entwenden, welches er unter den Altartritt verborgen, wurde aber von einem Zimmermann . . . gefunden und offenbahret. Er bekam auf Erkenntniß des Schöppenstuhles in Leipzig den Staupbesen und wurde des Landes auf ewig verwiesen. Nach kurzer Zeit, als er im Herzogthum Magdeburg ein Catechete auf einem Dorfe worden, kam er bey Ihro Churfürstl. Durchlaucht supplicando ein und bath ihn zu verstaten ins Land zurückzukehren, weil er unter den Reformirten in periculo apostasiae verfirte und noch in Dschaz ein Haus hätte . . . es wurde aber dem Schulmeister seine Bitte abgeschlagen und ist vermutlich in der Fremde gestorben . . .“ „Anno 1687 den 18. Jan. . . brannte die Pfarrwohnung ab. Das Feuer kam in Backhaus aus. Es fiel die suspicion auf dem Schulmeister, weil man unweit des Backhauses einen kleinen Wachsstock gefunden, womit gedachter Schulmeister zu handeln pflegte, konnte aber nichts auf ihn gebracht werden, wiewohl er hierüber bey Vorzeigung der tortur instrumenten von dem Scharfrichter (!) befraget worden.“

Unter den ältern Pfarrern von Lorenzkirch ist der interessanteste der, dem wir diese Nachrichten verdanken: George Heinrich Sappuhn. Geboren am 15. Juli 1660 zu Heilsberg in Ostpreußen, aufgewachsen am bayrischen Lech, gebildet zu Graz in Steiermark wurde er mit zwanzig Jahren 1680 Prediger in Eperjes in Ungarn in wildbewegter Zeit, wo auch diese privilegierte Königsstadt deutscher Gründung ihren evangelischen Glauben und ihre „Libertät“ gegen den von spanischen Jesuiten inspirierten Absolutismus und Katholizismus der Habsburger verteidigte. Die Stadt

mußte 1685 kapitulieren, und 1687 führte der General Caraffa das verächtliche Sperjerer Blutbad gegen die Libertisten und Evangelischen durch; Sappuhn wurde landesverwiesen. Wie kam er nach Lorenzkirch? Ihn berief dahin Johann Siegmund von Pflug auf Strehla und Kreinitz, des Kurfürsten von Sachsen Kammerherr und Trabantenhauptmann. Das sächsische Heer focht damals mit in Ungarn, es hat 1686 Ofen erstürmen helfen; hatte der mit Weib und Kind exilierte Sappuhn vielleicht im sächsischen Lager Zuflucht gefunden und dort seinen künftigen Patronats-herrn kennen gelernt? Die Akten schweigen, aber die Vermutung liegt nahe. Jedenfalls hatte der Erbherr von Kreinitz die Berufung Sappuhns nicht zu be-reuen. Denn dieser war ein getreuer Bekenner des Evangeliums und ein reicher, aufgeklärter Geist voll vielseitiger Interessen: das beweisen seine Niederschriften. Die älteste „Historische Nachricht von den Lorenzkircher Kirchspiel,“ die das Kon-sistorium 1716 einforderte, ist von seiner Hand. Sie zeigt durchweg gesundes Urteil und eine gute Beobachtungsgabe. So verdanken wir ihm zum Beispiel die wichtige Notiz über den im Zeitalter Augusts des Starken durch Lorenzkirch gehenden pol-nisch-orientalischen Handel: „Es gehet auch eine starke passago durchs Dorf nach der Lausnitz, Schlesiern, Pohlen, Siebenbürgen, Moldau und Wallachey, wie denn über die dasige Fähre oft an einer Leipziger Messe vierzig bis fünfzig Armenier und Griechen passiren, welche daselbst Waaren einkaufen.“ Unter seiner Leitung und unter seinem Einflusse wurden die lustigen, heitern Räume des Pfarrhauses erbaut, vor allem aber zeugt von seiner hohen Bildung und seinem reichen Gemüt seine von ihm selbst in flüssigen lateinischen Distichen abgefaßte Grabchrift, die noch heute auf seinem an der Kirche stehenden Epitaphium lesbar ist. Endlich ver-danken wir ihm auch die ältesten ausführlichen Nachrichten über den einst hoch-berühmten und auch jetzt noch nicht bedeutungslosen Lorenzkircher Markt. Dieser besteht seit „undenklichen Jahren“ und ist im Anschluß an die Wallfahrt zum heiligen Laurentius entstanden. Dafür spricht auch die Sitte, daß am dritten Markttage den Händlern und dem versammelten Volk eine Predigt gehalten wird. Der Markt wird auf dem großen zwischen Dorf und Elbtrom liegenden Wiesenplan abgehalten, und zwar nicht mehr am Mittwoch nach dem Laurentiustage, der noch in die Ernte fällt, sondern im Anschluß an den Meißner Donatusmarkt, „nach dessen Endigung die Kaufleute auf Schiffen mit ihren Waren von Dresden, Meißen, Pirna, Schandau und aus Böhmen herunter kommen,“ und zwar Mittwoch nach Bartholomä (30. August) und die folgenden Tage. Der Markt vertrat ehemals auch die Stelle einer Ge-treidebörse: hier wurde am ersten Markttage der den Herbst über geltende Getreide-preis für das ganze elbländische Gebiet der Mark Meissen festgesetzt. Frühzeitig nahm der Lorenzkircher Markt auch den Charakter eines großen Volksfestes an, bei dem sich die Bauern von weither nach vollbrachter Ernte gütlich taten mit Schmausen und Bechen, Spielen und Tanzen. Es wurden — nach Sappuhns Bericht von 1716 — „zur Bequemlichkeit der Anwesenden grüne Lauberhütten wie auch Bretbuden erbauet, und schenket man auf den Marktplatz unter allerhand Saitenspiel und Vocal-Musik der Bergsänger allerley Biere als Torgautsch, Lom-mascher und Kreinitzer Lagerbier, wie auch allerhand Dorfbiere von umliegenden Örttern als Calbitzer Weißbier, und vormahls wurde auch Finsterwaldisch und Cott-bußer Weißbier hier eingeführet und verzapfet, aber wegen des Accises, damit fremde [preußische] Biere belegt werden, bleibet es nach. Am Elbuser schenket man auf den Schiffen Meißnischen Wein.“ Auch Ärzte, die zum Jahrmarkt „auf-gebauet“ haben, werden erwähnt; so wird im Jahre 1674 ein Kind getauft des „Herrn Wilhelm Bchner aus dem Stfft Bamberg, welcher sich vor einen Arzt ausgeben.“ Unter den Paten ist: Michael Koch, Glücksbuder und Krämer von Görlitz. Maßstäbe der Größe des Verkehrs sind die Zahl der Händler, die Zahl des aufgetriebenen Viehs und der Verbrauch an Karpfen. Im Jahre 1835 waren da 40 Händler mit Backwaren, 50 Bierstänker, 30 Beutler, 20 Bürstenbinder, 4 Italiener (Südfruchthändler), 24 Kleidermacher, 25 Kurzwarenhändler, 40 Wein-

wandfabrikanten, 80 Leineweber, 25 Mützenmacher, 25 Obsthändler, 20 Pfefferküchler, 300 Schuhmacher, 125 Tuchmacher, 130 Schnittwarenhändler und 25 Zwiebelwagen. Die Zahlen des aufgetriebnen Viehs (ungerechnet der Schafe) betragen 1844: 3206, 1859 noch 2901, 1866 sank sie zum erstenmal seit langer Zeit unter 2000, 1880 betrug sie 1471, 1890: 731 (zum erstenmal unter 1000). So ist der Lorenzkircher Markt in den letzten dreißig Jahren in jeder Beziehung zurückgegangen; der Karpfenverbrauch betrug 1839 noch 13 Zentner, jetzt wird kaum der zehnte Teil dieses Edelfischs verspeist.

Während ich mit dem Pfarrer über diese teils den Pfarrakten, teils dem Gemeindearchiv entstammenden Notizen sprach, hat die Sonnenglut draußen etwas nachgelassen. Wir machen also einen Spaziergang durch das Dorf. Zunächst besuchen wir das der Bauart nach älteste bäuerliche Anwesen. Es hat in der Wohnstube noch die sogenannte „Hölle,“ d. h. einen hochwassersichern Platz über dem in die Stube eingemauerten viereckigen Backofen; in der Hölle steht ein schlichtes Ruhebett für den Hausherrn. Von alten bäuerlichen Gebräuchen hat sich hier und auch in einigen weiter ostwärts nach Großenhain zu liegenden Dörfern das „Brezelsingen“ erhalten. Am Sonntag Vätare halten in dunkler Erinnerung an das alte heidnische Frühlingsfest der Göttin Ostara die Kinder einen Umzug von Haus zu Haus und bekommen dafür Brezeln oder Eier. Dabei singen sie:

Summer, Summer, Maier,  
S' Gadei kukt en Dreier,  
De Schüffel hat en guldggen Rand,  
Die junge Frau hat 'ne milde Hand.  
Sie wird sich wohl bedenken  
Und uns das Gadei schenken.  
Schenkt se uns das Gadei nich,  
Kriegt se unfern Summer nich.

Ein andres bei derselben Gelegenheit gesungnes Liedlein heißt:

Der Summer und der Winter,  
Das sein Geschwisterkinder:  
Geschwisterkinder müß mer haben,  
Und sollt merse aus der Erde graben.  
Der Herbst und der Mai,  
Da bleibn mer ooch derbei,  
Wir bleibn in unserm Lande,  
Das bringt uns keene Schande.

Vom Dreikönigsingen stammt wohl folgender Vers:

Ich bin der Keene Kenig,  
Gebt mer nich ze wenig,  
Laßt mer nich ze lange stiehn,  
Ich will noch ä Heischen weiter gieh'n;

und das moderne Anhängsel dazu:

Wenn de Keene Glucke himmelt,  
Muß ich in der Schule sein.  
Kumm ich nich zer rechten Zeit,  
Liegt das Städtchen schun bereit.

Die Sitte des Brezelsingens wollte vor mehreren Jahren auch in Lorenzkirch einschlagen, weil sich die Kinder der Wohlhabenden scheuten „zu betteln“; aber der falsche Stolz wurde vom Pfarrer in sehr feiner Weise dadurch gebrochen, daß er auch seine Kinder mit zum Brezelsingen schickte.

Um des Gegenjages halber gingen wir aus dem alten Bauerngute in die Wohnung des ältesten Schiffers der Gemeinde, eines neunzigjährigen Steuermanns. Eine von Neben überschattete, von Blumen rechts und links begleitete Treppe führte in das Häuschen empor, das im Innern bis auf den mit allerlei Maritäten gefüllten Glaschrank eine mehr städtische Einrichtung zeigte. Die Schiffer genießen

in der Gemeinde, wenn auch ihre Wohnstätte und ihr Grundbesitz kleiner sind, dasselbe Ansehen wie die Bauern: die weltmännischere Bildung und der bare Verdienst eines Steuermanns, der zum Ertrage der meist von der Frau betriebenen kleinen Landwirtschaft hinzukommt, gleichen die Differenz aus. Die Erinnerungen des alten Mannes hafteten natürlich besonders an der alten Zeit, wo der Steuermann noch nicht den großen Dampfschiffahrtsgesellschaften verpflichtet war, sondern im Dienst eines Schiffseigners stand, wo überhaupt die ganze schwere Arbeit der Bergfahrt noch nicht von Schleppdampfern, sondern von Schiffsziehern, den sogenannten Bomätschern, geleistet wurde. Diese Einrichtung ist wohl so alt wie die Schifffahrt auf der Elbe; das Wort Bomätscher ist slawischen Ursprungs und bedeutet „Helfer.“ Diese Schiffszieher waren oft wilde und unstete Gesellen ohne feste Heimat, die mit den Schiffen kamen und gingen. Aber außer den Berufsbomätschern gab es zahlreiche Anwohner der Elbe, die das Schiffsziehen als Nebengewerbe betrieben. Schon Sappuhn erzählt von den Häuslern seiner Parodie, sie „nähren sich ihrer Tage Arbeit und ziehen als Schiffsgehülfen, womit sie bey Blut saurer Arbeit sich und die ihrigen versorgen.“ Für die Bomätscher an der Elbe gab es feste Stationen und ein Wohnheitsrecht, das sich allmählich unter ihnen herausgebildet hatte. Solche Stationen waren zum Beispiel der Lufiger Winkel (oberhalb Mühlberg), Kreinitz, der Rixstein, das Gohliser Loch. An diesen Punkten sammelten sie sich, und jeder hing seinen Gurt in der Ordnung, wie er kam, an einem Zaun auf. In dieser Ordnung kamen sie auch ans Ziehen. Der Schiffszieherlohn zum Beispiel vom Rixstein bis ins Gohliser Loch betrug fünf bis sechs Groschen; bei reger Nachfrage und großer Anstrengung konnte ein Schiffszieher an günstigen Tagen annähernd einen Taler verdienen. Die größten Elblähne — damals mit etwa fünftausend Zentnern Tragkraft — wurden an zwei Leinen von etwa vierzig Bomätschern gezogen. Der erste von ihnen hieß der König; er gab bei dem rhythmischen Gesang, nach dem sie das Schiff an breiten über die Achsel bis zur Hüfte laufenden Gurten zogen, den Ton an, der letzte gab den Nachschlag. Das Bomätscherlied lautete in langgezogenen Tönen:

Hü hopp, bis an'n Knopp,  
Daß man siehet, wie er ziehet.

Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist dieser ganze schwerfällige Betrieb allmählich verschwunden, aber die Neigung zur Schifffahrt ist den Elbdörfern geblieben, obgleich das Steuermannsdasein unter der Herrschaft der großen Schleppdampfschiffahrtsgesellschaften viel an Würde und Behaglichkeit eingebüßt hat.

Schon bei der Taufe sehen die klugen Frauen der Elbdörfer einem Buben an den Beinen an, ob er Schiffer werden will; dann verraten es die Spiele der Knabenzeit, die Art, wie er zum Baden ins Wasser läuft, sein Verhalten bei der Hochflut. Aber nicht gleich nach der Konfirmation wird man Schiffer. Der Knabe verdingt sich erst auf zwei bis drei Jahre zum Bauern, um sich „rauszufüttern,“ dann macht er im Sommer als Bootsmann mehrere Fahrten nach Hamburg, Lübeck oder Stettin und geht im Winter auf die Schifferschule nach Riesa. Der Militärpflicht wird beim sächsischen Pionierbataillon genügt, das seinen Pontonierübungsplatz abwärts von Riesa auf dem linken Elbufer hat. Gerade die Lorenzkircher haben da einen guten Namen: ein Ablömmeling der alten Lorenzkircher Fährmeisterfamilie Klemm, von der noch Ablömmlinge in der Kapkolonie und in Australien leben, war vor einem Menschenalter Feldwebel bei den Pionieren; von seinen Söhnen war der eine wieder Feldwebel, der andre aber stieg bis zum Kommandeur der Pioniere und zum Obersten empor.

Das Ziel des jungen Schiffers ist das Steuermannsexamen; hat ers bestanden, so ist er ein gemachter Mann und kann heiraten. Die junge Frau macht ihre Hochzeitsreise auf dem Elblahn nach Hamburg; später verbietet das die sich mehrende Anderschar. Oft aber sieht man eine Elbdörflerin am Ufer stehn: sie weiß, daß

der Schlepddampfer, den der Gatte steuert, in der Nähe ist und wartet auf das Signal mit der Dampfpeife, das ihr gegeben wird. Ein Boot holt sie vom Ufer herüber, und sie fährt einige Zeit mit dem Schiff, etwa bis Nieja. Da werden schnell alle schwebenden Fragen erledigt, und nach wenig Stunden ist sie wieder bei ihren Kindern und dem Vieh. Überdies heiraten die Schiffer vielfach Mädchen aus dem „Hinterlande“ — darunter versteht man die nordöstlich nach dem Schraden zu liegenden Wald- und Heidedörfer. Namentlich die Mädchen aus dem anmutig benamnten preußischen Dorfe Cosilenzien gelten als brav und arbeitsam; sie dienen zunächst in den Elbdörfern als Mägde; aber im Dorfe Kleinzschepa zum Beispiel sind so viele Hausfrauenstellen mit Cosilenzierinnen besetzt, daß eine Straße „die preußische Gasse“ heißt. Im Winter rastet der Steuermann von den Strapazen der Fahrzeit unterm Weihnachtsbaum, und es galt früher als etwas undenkbares, daß der Schiffseigner dazu keinen Urlaub gewährte; die modernen Aktiengesellschaften sind weniger rücksichtsvoll. Andererseits haben es die Frauen nicht gern, wenn ein zu langer Winter die Männer zwingt, „den Ofen zu halln (halten)“ oder gar, wie im Sommer 1904, Wassermangel auch die Sommerschiffahrt verkürzt.

Die Schiffer aus den sächsischen Elbdörfern gelten im allgemeinen als ordentliche Leute; nur haben sie in einem Punkt ihre eigne Moral, an die man erinnert wird, wenn man Gerhard Hauptmanns Komödie „Biberpelz“ auf den Brettern sieht. Es gilt oder galt nicht für unehrlich, die Ladung da und dort im eignen Vorteil etwas zu erleichtern, aber es ist im einzelnen Falle schwer zu sagen, wer eigentlich der Geschädigte ist, da oft schon in Hamburg viele Zentner Getreide oder in Magdeburg mehrere Zentner Zucker mehr geladen werden, als dann am Erfüllungsort abgeliefert werden müssen. Es ist vorgekommen, daß der von der Behörde konfiszierte Zucker zurückgegeben werden mußte, weil sich kein Geschädigter fand, der Klage erhob oder Rückerstattung beantragte.

Auf dem Heimwege zum Pfarrhaus besuchten wir den Kirchhof. Er ist mir von frühern Besuchen vertraut und einer der stimmungsvollern Dorffriedhöfe in Sachsen. An der ganzen Südseite der altertümlichen, ursprünglich romanischen Kirche hat die japanische Kletterrose ihre auf der weißgetünchten Wand doppelt wirkungsvollen, leuchtend roten Buketts verstreut; ein kleiner Zypressengang leitet auf die noch mit romanischem Fuß verzierte Apsis und ihr verwaistes Tabernakel, worin einst eine Figur des heiligen Laurentius stand und — unbeschadet unsers evangelischen Bewußtseins — wieder stehn könnte. Unter den altertümlichen Grabsteinen zeichnet sich besonders der eines unter einer Traueresche schlummernden Kapitäns und Schiffseigners aus dem achtzehnten Jahrhundert aus, auf dem der Steinmetz mit ziemlicher Kunst voll aufgetakelte Schiffe jener Zeit dargestellt hat. Wie schablonenhaft und armselig nehmen sich dagegen die modernen Grabsteine aus! Es wäre eine eines großen Künstlers würdige Aufgabe, einfache, schöne aber auch charakteristische Formen von Grabdenkmälern für das Volk zu erfinden. Zurzeit ist unsern dörflichen und kleinstädtischen Steinmetzen aller Geschmack und alle Gestaltungskraft verloren gegangen; auch das schmiedeeiserne Grabkreuz, das man auf den Friedhöfen der Alpenländer noch in herrlichem Formenreichtum findet, ließe sich vielleicht für bescheidnere Mittel in moderner Gestaltung wieder verwenden.

Nach dem Abendessen unternahmen wir noch bei beginnender Dämmerung einen Spaziergang quer durch die Flur des Dorfes. Gleich hinter dem Pfarrhof und ebenso hinter den Höfen der andern Besitzer schlängelt sich, der Form des Dorfes aufs engste angelehnt, der einige Meter hohe, gut berastete Damm, der, parallel mit der Stromrichtung aufgeführt, bei Hochflut für die Dörfler der einzige Verkehrsweg wird. Vor allem schirmt er aber auch die hinter den Höfen liegenden Fluren vor dem von der Elbe her andringenden Wasser. Diese Fluren bestehen aus dem denkbar fruchtbarsten Erdreich: aus fettem Alluvialboden (Aue), der durch die darunter liegende Kiesschicht ausgezeichnet drainiert wird. Hier trägt der Weizen in unglaublicher Dichtigkeit der Halme seine goldne Frucht, und der Roggen nickt

schwer mit langen Ähren. Diese fruchtbare Aue, stellenweise einen Kilometer breit, ist auf der Nordseite durch einen zweiten Damm vor der Überflutung durch die sogenannten Rückwässer geschützt, die bei Gohlitz (eine Stunde oberhalb Lorenzkirch) eintretend in einer tiefer liegenden Flutrinne direkt auf Kreinitz zu fließen und so das Gelände von Fischepa, Lorenzkirch und Kottewitz zur Insel machen. Hinter der Flutrinne beginnt langsam der Sand, der wie eine Riesenhaut mit dünnen Fingern in die fette Elbaue hineingreift. Mit dem Sande steigt das Gelände dünenartig empor und verändert sich in Vegetation und Fauna. Die Halme des Getreides werden kürzer, die Ähren kleiner, bis endlich auf dem Sandberge, von dem man das ganze Gelände überblickt, die Stranddistel und die gelbe Immortelle herrschen, und anstatt des Lerchensangs der heifere Ruf des Bruchvogels ertönt. Weiterhin leiten dürre Kiefernwälder hinüber zu den Einöden des Zeithainer Artillerieschießplatzes, der, ehemals Bauernland, aller landwirtschaftlichen Kultur beraubt, der Natur allein überantwortet ist, die dort nun wieder wie vor Jahrtausenden wachsen und vergehn läßt, was ihr beliebt.

Ein eigentümliches Leben entwickelt sich auf diesem merkwürdigen Gelände beim Hochwasser im Sommer oder im Winter. Zwar ein wenig Wasserknot schreckt hier niemand; die Leute sind zu sehr daran gewöhnt. Kommt es des Nachts, so ruft wohl der Mann seiner Niece oder Hamme zu: Du, greif einmal unters Bett, wie hoch es am Pfosten steht! und danach berechnet er sich, wie lange er noch schlafen darf. Wird es schlimmer, so wird zuerst das Vieh geborgen. Es kommt jetzt nicht mehr vor, daß es auf Brettern stehn muß, die im Kirchenschiff über die Betstühle gelegt sind, sondern wer keinen hochwassersicheren Stall hat, der treibt auf den Damm. Da stehn dann Rinder, Pferde und Schweine friedlich nebeneinander und werden, so gut es geht, unter der Obhut der Frauen und Kinder weiter bewirtschaftet. Denn die Männer sind an der Arbeit, das Gerät in den Oberstuben und den Böden zu bergen und dann die Dämme zu begehn. Dem Pfarrer, der hier ein echter „Wasserpastor“ sein muß, fällt in der Zeit, wo seine Kirche manchen Sonntag unter Wasser steht, das Amt eines fürsorglichen Beobachters für die bedrängten Dörfer zu. Vom Kirchturm oder vom Sandberg aus verfolgt er gleichermaßen das Wachstum des vordern und des hintern Stromes, er kennt aus langer Erfahrung die Symptome der Besserung und der Verschlimmerung, er verabredet mit den Bauern, zu welchem Zeitpunkte die Schleusen der rückwärtigen Dämme geöffnet werden, damit dadurch, daß die draußen sich stauenden Wässer teilweise auf die Fluren abfließen, die Spannung verringert und ein Bruch des kostspieligen Dammes vermieden werde. Auch des Nachts gibt es keine Ruhe: das hohle Brausen und Gurgeln der an die Dämme schlagenden Flut macht eine schauerliche Musik zu dem eigentümlichen Tanze der auf den Dämmen hin und her huschenden Lichter: es sind die Laternen der Dammwächter, die sich ohne Unterlaß auf den Dammkronen bewegen, die Sickerstellen mit Dünger und Steinen verstopfen und namentlich böswillige Frevler abhalten, dem kostbaren Damm irgendwelchen Schaden zuzufügen.

Während der Pfarrer diese aus eigener Erfahrung geschöpften Eindrücke in lebendiger Erzählung vor mir ausbreitete, waren wir von den Sanddünen wieder in die unter der milden Sommernacht schlummernde Aue und durch sie in den Pfarrgarten gelangt. Es folgte nun die Krone des Tages: das nächtliche Stillstehen auf der aussichtsreichen Gartenecke vor der gewaltigen Scheuer inmitten des blühenden Weins und der duftenden Rosen und Lilien. Glühwürmchen leuchten durch die Büsche, vor uns liegt schweigend die breite grüne, sich zum stillen Strom niederstreckende Aue, jenseits des Stroms aber erglänzen die Lichter der Stadt und des Schlosses Strehla. In dieser wunderbaren Nacht denken wir unsrer ersten Begegnung: es war vor sieben Jahren am Felsenstrande des blauen Tyrrhenermeers in Amalfi und bald darauf „auf Don Paganos Dache“ im meerumrauschten Capri, wo wir fünfzehn goldne Waiitage zusammen genossen. Zur Erinnerung

trinken wir heute in der elbländischen Heimat eine Flasche echten Falernerweins, und die Geister dieses feurigen Südländers führen unsre Gedanken hinaus zu allen denen, die im letzten Menschenalter von diesem ehrwürdigen Pfarrhaus ausgegangen sind. Sie hatten alle einen Zug ins Weite, die Söhne des alten Pastors Paul, der 1846 in diese Pfarre einheiratete und das nach seinem Tode geteilte große Amt bis 1887 verwaltete. Der älteste Sohn ist Diakon in der Bodenschwinghamischen Anstalt Bethel bei Bielefeld, der zweite war Oberst des Festungsartillerieregiments in Metz und lebt jetzt als Generalmajor z. D. in Dresden; der vierte ist sächsischer Förster, aber sein Forsthaus ist voller Tierfelle, Antilopengehörne, Schlangenhäute und Krokodilbälge, weil er anderthalb Jahre lang für den jüngsten Bruder bei Sebbe in Deutsch-Togoland eine Kaffeepflanzung nach den Grundsätzen sächsischer Forstwirtschaft anlegte, die herrlich gedeiht, und dabei auch manchen Jagdausflug ins Innere unternahm. Der fünfte hat sich vom Apothekerlehrling zum Professor der Chemie und Medizin an der Universität Tübingen aufgeschwungen und ist zurzeit Direktor im Reichsgesundheitsamt in Berlin, der sechste ist Großkaufmann in Bremen und betreibt einen lebhaften Handel zwischen Deutschland und unsern afrikanischen Kolonien. Nur der dritte Sohn ist wieder Pfarrer geworden, und zwar als Nachfolger des Vaters in Lorenzkirch. Aber auch seine Gedanken gehn mit dem Strom in die Ferne: er ist Schriftführer der sächsischen Missionskonferenz und verbringt seinen Urlaub gern in England und Holland, um die Einrichtungen zu studieren, die diese Staaten für die Mission in ihren Kolonien getroffen haben. Besonders durch sein Buch „Die Mission in unsern Kolonien“ bemüht er sich, unsre Kolonialpolitik in die Bahnen eines praktischen Christentums leiten zu helfen. Die im vorigen Jahr erschienene dritte Abteilung des Buches: „Die Mission in Deutsch-Südwestafrika“ hat durch die Offenheit, mit der Pfarrer Paul die tiefen Ursachen des Kriegs in Südwestafrika besprach, ziemliches Aufsehen erregt. Wir sehen, der weltbefahrne Geist des alten „ungarischen Malkontenten“ Sappuhn hat hier im ehrwürdigen Pfarrhaus entschieden Schule gemacht, und wenn einmal die Paulschen Brüder wieder in der Gartenlaube zusammensitzen, da schwirren heimatliche, reichsdeutsche und überseeische Kennwörter im lustigen Spiel der Ideen durcheinander.



## Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

### Erster Teil



er Kutscher brachte seine Pferde vor dem Torweg des Schlosses zum Stehn, wo sie mit ihren Hufen eine Art Fanfare auf dem Pflaster stampften, und der Diener glitt behende vom Bock und riß mit einer heftigen, fast unerschämten Bewegung an der Bronzehand am Ende des baumelnden Glockenzugs.

Mittlerweile betrachtete Lady Blanchemain, von der milden April-luft umwogt, allein in ihrem großen, hochgefederten Landauer sitzend, die Gegend. Unmittelbar vor ihr lag der übliche italienische Garten mit seinen terrassenförmig abgestuften Rasenflächen und regelmäßigen Blumenbeeten, mit seinen geraden, düstern Steineichenalleen, seinen Zypressen, Springbrunnen, Statuen und Säulengeländern. An ihn schloß sich das von frischem Lufthauch und lachendem Sonnenschein erfüllte wilde, echt italienische Tal: ein Wald von blühenden Fruchtbäumen, durch den sich der glitzernde Fluß zwischen blaugrünen, von Oliven bedeckten Hügeln dahinwand,